statter, blauvioletter Schein, und wenn man die Schalen abfiltriert, so leuchtet das Filtrat, das wir Lösung I nennen wollen, weiter, aber das Licht wird langsam schwächer und erlischt nach einiger Zeit ganz. Aber dieses „ausgebrannte" Filtrat kann auf folgende merkwürdige Art wieder zum Leuchten gebracht werden: Wenn man eine Anzahl der Schalttiere kocht und hinterher zerreibt, so entsteht kein Licht. Filtrieren wir auch hier die Schale ab, so erhalten wir ebenfalls eine klare Flüssigkeit, die wir Lösung II nennen wollen. Mischen wir nun in einem Probierröhrchen einige Tropfen der beiden wasserhellen Flüssigkeiten I und II, so entsteht wieder ein intensiver blauvioletter Schein, der so stark ist, daß er ein großes Zimmer erhellen kann. Eine Bedingung ist aber unumgänglich: es muß Luft dabei sein. Wird die Reaktion unter Abschluß vom Luftsauerstoff ausgeführt, so bleibt die Leuchterscheinung aus.

Welche Schlüsse können wir aus diesen Tatsachen ziehen? Erstens können wir feststellen, daß die Annahme von Du Bois über zwei verschiedene Stoffe richtig ist, zweitens, daß das Leuchten ein Oxydationsvorgang ist, der theoretisch anderen Verbrennungsvorgängen gleichzusetzen ist. Die meisten Lebensreaktionen kommen durch Mitwirkung sogenannter Enzyme zustande, Stoffen von unbekannter Zusammensetzung, die aber wahrscheinlich zur Gruppe der Eiweißstoffe gehören. Die Enzyme vertragen keine Erhitzung, sondern werden — ebenso wie das Eiweiß — bei etwa 60 Grad C. zerstört. Hieraus erklärt es sich, daß der Auszug der gekochten Schlane keine Lichtreaktion gibt.

Wenn man die ungekochten Schaltiere mit Wasser reibt, so werden die Drüsen zerstört, die die Enzyme enthalten, diese werden frei und gehen in Lösung. Gleichzeitig geht auch das Substrat, der Stoff, den das Enzym oxydieren soll, in Lösung. Daher können wir in diesem Fall eine unmittelbare Lichterscheinung erwarten, was ja auch der Fall war. Nach einer Weile aber nimmt das Licht ab; setzt man jedoch dem inaktiven ungekochten Filtrat einige Tropfen des — an und für sich selbst inaktiven — gekochten Filtrats zu, so entsteht von neuem Licht. Wie erklärt Harvey die Inaktivierung im ersten Fall? Ganz einfach damit, daß das Substrat, das „Luciferin", allmählich verbraucht wird. Aber dieses besteht aus einfacheren chemischen Stoffen — wir kennen eine ganze Anzahl organischer Stoffe, die leicht oxydieren —, die durch Kochen nicht zerstört werden. Die gekochte Lösung enthält also Substrat, aber kein Enzym, und wenn wir die beiden Lösungen zusammenbringen, werden Substrat und Enzym gemischt, und die Reaktion tritt ein. Wenn man genügend Rohstoff besäße, so wäre es nicht unmöglich, eine „ewige Lampe" herzustellen, indem man die beiden Lösungen sich tropfenweise mischen läßt.

Wahrscheinlich geht die Lichtausstrahlung bei allen selbstleuchtenden Wesen auf ähnliche Weise vor sich, und das Grundprinzip ist, daß bestimmte Drüsen ein Oxydationsenzym absondern, die Luciferase und andere den Stoff, der oxydiert werden soll, das Luciferin. Werden diese unter Sauerstoffzutritt gemischt, so entsteht Licht.

Harvey hat auch gezeigt, daß eine schwache Wärmewirkung die Leuchterscheinung begleitet. Wir sehen also, daß sich die selbstleuchtenden Wesen das Licht auf grundsätzlich dieselbe Weise verschaffen wie wir, mit dem Unterschied, daß ihre Leuchtapparate unendlich vollkommener sind als unsere.

Bunte Zeitung.

Das erste französisch-amerikanische Kabel. Ende Juni 1869 begann man in Brest mit der Legung des transatlantischen französisch-amerikanischen Kabels. Laut den Friedensbedingungen soll Deutschland hinfort keine überseeischen Kabel mehr haben. Die Kabellegung vor 50 Jahren war ein Ereignis, dem die gesamte Presse ausführliche Artikel widmete. Das Kabel wurde auf dem englischen Riesendampfer Great Eastern geführt, den die Schiffe Scanderia und Children begleiteten. Nachdem die Verknüpfung des Kabels am 20. Juni am französischen Ufer vollzogen war, ging die Expedition am 21. Juni in See. Die Richtung ging nach der nordamerikanischen Insel St. Pierre, wo man am 14. Juli anlangte, und von da nach der Stadt Duxburg an der nordamerikanischen Küste (im Staate Massachusetts), wo die Verknüpfung des Kabels am 26. Juli vollendet wurde. Die Leitung erwies sich als vortrefflich. Die höchste Tiefe des Meeres auf dem Wege der Versenkung war 2760 Klafter. Der nordamerikanische Staatssekretär Fish hatte die Benutzung des Kabels bis zum Zusammentritt des Kongresses gestattet. Dem Kongreß sollte sodann eine Bill vorgelegt werden, nach welcher nur solche Gesellschaften zur Legung von Kabeln an der nordamerikanischen Küste berechtigt würden, deren Linien in einen Staat auslaufen, der den Amerikanern das gleiche Recht erteilt. Die Depeschen der Unionsregierung ferner sollten vor anderen bevorzugt und durch einen eigenen, von der amerikanischen Regierung angestellten Telegraphisten befördert werden; auch sollte der Kongreß die Macht haben, den Tarif dieser Linien zu bestimmen.

Urgeschichtsfund in Schweden. In dem schwedischen Ort Djuped im Kirchspiel Styrnäs in der Provinz Angermanland hat man einen großen und wertvollen Münzenfund gemacht. Er umfaßt etwa 1400 Münzen, die aus der Zeit von Olof Schoßkönig und Anund Jakob, also aus der Zeit der Einführung des Christentums in Schweden um das Jahr 1000 stammen. Außerdem fand man römische und arabische Münzen, Silberbarren und Silberplatten, die aus der Zeit vor der Münzprägung herrühren. Etwa 12 Meter vom Fundplatz fand man Aschenreste und Knochen. Es waren Knochen verschiedener Tiere, ferner eine Knochennadel mit geschliffener Spitze und Oehr.

Nationale Würde — internationales Artistentum. Es ist natürlich eine Albernheit und eine würdelose Speichelleckerei vor Gasse und Gosse, wenn in dieser Zeit — wie es aus Dortmund berichtet wird — Künstler eines Theaters sich weigern, Schillers „Jungfrau von Orleans" zu spielen, weil darin angeblich der Krieg verherrlicht wird, oder Kleists „Prinz von Homburg", weil darin von Verdiensten eines Fürsten und einer Dynastie die Rede ist. Diese Künstler stellen sich ein vernichtendes Zeugnis künstlerischer Unreife und moralischer Unzulänglichkeit aus, indem sie zeigen, wie sie nicht verstehen und nicht dafür einzustehen wagen, daß die Meisterwerke Kleists und Schillers weit über dem Stank und Zank des Tages stehen, weit über den Trübnissen dieser Tage. Etwas anderes ist es schon, wenn ein Mann heute das Bedürfnis fühlt, in Deutschland „belgische Dichterabende" zum höheren Ruhme Verhaerens und Maeterlincks zu veranstalten. Wer Schiller und Kleist um der Gasse willen sabotiert, begeht schwerste Sünde am Geist, seelischen Bolschewismus am wertvollsten Ewigkeitsbesitz der Nation. Wer uns heute ausgerechnet Verhaeren und Maeterlinck näherbringen will, die in der infamsten Weise die Chorführer in den Heulchören unserer Verleumder gespielt haben, der mutet uns um eines zarten Verhaerenschen Lyrismus, um einiger interessanter Manierlichkeiten des von jeher bei uns maßlos überschätzten Herrn Maeterlinck willen einen Akt von seelischem Sadismus zu. Wir brauchen unbedingt Schiller und Kleist. Merzt sie aus, und der Organismus unseres seelischen Besitzes ist verkrüpelt. Wir brauchen keineswegs ebenso unbedingt den Lyrismus Verhaerens und die Manier Maeterlincks. Sie sind nicht ein Titelchen unseres Gefühls für eigene Würde wert. Darüber ist freilich nicht zu streiten, das muß man im Blut haben. (Aus der illustr. Zeitschrift „Die Gartenlaube", Heft 19.)

Eosin in der menschlichen Nahrung. Die sonderbaren Auswüchse unserer im Zeichen des Ersatzes stehenden Nahrungsmittelindustrie haben wieder einmal eine Frucht gezeitigt, die an die seinerzeit berühmt oder richtiger berüchtigt gewordene Eosinfütterung der Schweine gemahnt. In den Wiener Krankenhäusern wurden in letzter Zeit auffallend viel fluoreszierende Urine gefunden, deren Zustandekommen zunächst zweifelhaft war, bis man sie auf den Genuß mit Eosin gefärbter Himbeerwässer und Konditoreiwaren zurückführen konnte. Bekanntlich wird Eosin auch zur Verschönerung von Marmelade, Gerste, Malz, Wurstwaren oder richtiger Wursthüllen verwandt. Wenn auch unter den angeführten Hüllen keine schädliche Wirkung des Eosingenusses konstatiert wurde, so ist der Nachweis des Farbstoffes im Urin doch nicht belanglos. Erstens können dadurch Irrtümer in der Harndiagnose unterlaufen, da das bei gewissen krankhaften Zuständen vorkommende Urobilin vorgetäuscht werden kann, das eine ähnliche rötliche Färbung und einen ebenfalls im Grün gelegenen Spektralstreifen aufweist. Dann aber beweist die Aufnahme fluoreszierender Körper, d. h. Ueberempfindlichmachung der Haut gegen violette und ultraviolette Strahlen, daß hierdurch auf, dem Sonnenlicht ausgesetzten Hautpartien heftige Entzündungen hervorgerufen werden können. So wird man doch gut daran tun, das Eosin nicht von vornherein als gänzlich harmlos anzusehen und seine Verwendung in der Nahrungsmittelindustrie nach wie vor möglichst auszuschalten trachten.

Die Wünschelrute im Kalibergbau. In Thüringischen Kaliwerken sind vor kurzem unter Aufsicht von Geologen Untersuchungen darüber angestellt worden, ob mit Hilfe der Wünschelrute über die Gebirgsverhältnisse des Untergrundes Aufschlüsse gefunden werden können. In einem Fall handelt es sich, nach der Zeitschrift „Die Wünschelrute", darum, festzustellen, ob die Rute auf einem durch den Bergbau schon festgestellten, mehrere hundert Meter tief im kompakten Salz liegenden Basaltgang reagieren würde, und der Rutengänger vermochte über Tage den Gang selbst und sein Streichen richtig anzugeben. In einem zweiten Fall wurde auf einem anderen Kalibergwerk ein noch nicht angefahrener, aber vom Werk seiner vermutlichen Lage nach bestimmter Basaltgang gesucht, der aber durch die Rute nicht an der erwarteten, sondern an einer anderen Stelle abgezeigt wurde, die sich durch die weiteren unterirdischen bergbaulichen Arbeiten als richtig erwies. Auf einem hannöverschen Kaliwerk wurde die Lage von steil aufgerichteten Kalilagern, die schon unterirdisch aufgeschlossen waren, von der Rute richtig angezeigt und auch eine quer durch das Salz gehende Verwerfung. Schließlich wurde auf einem thüringischen Kaliwerk vom Rutengänger ein Gasvorkommen im Salz angegeben, das bei späteren Aufschlüssen unter Tage auch an dieser Stelle gefunden wurde.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung"

Nr. 15 Dienstag, den 1. Juli 1919

Die beiden Wildtauben.

Roman aus dem Försterleben von Richard Skowronnek.

9. Fortsetzung Nachdruck verboten.

Auch eine andere Tatsache, die sonst vielleicht als auffällig vermerkt worden wäre, wurde kaum beachtet, daß nämlich der Torfmeister Hoffmann sich dazu hergegeben hatte, Theater zu spielen. Ein verschlossener und wortkarger Mensch, der nach dem Tode seiner jungen Frau einsam mit dem nachgelassenen Kinde und einer litauischen Magd in der Torfmeisterei am Rande der großen Plinis hauste, und den man seit langer Zeit zum ersten Male wieder unter Menschen sah. Der hatte die Rolle des älteren Bruders in dem Stücke sehr wirksam gespielt, seine stattliche Figur und gewaltige Stimme waren ihm für diesen derben Gewaltmenschen recht zustatten gekommen; aber nur wenige fanden sich, die ihm nach der Vorstellung die Hand schüttelten und sagten: „Sehr fein haben Sie das gemacht, lieber Hoffmann, wirklich ganz famos und natürlich. Bloß wie in aller Welt haben Sie sich zum Theaterspielen breitschlagen lassen?"

Später am Abend ergab sich ja dafür eine Erklärung. Er stand erst eine ganze Weile lang unter der Schar der jungen Leute vor dem Büfett und schien unschlüssig zu überlegen. Endlich gab er sich einen ordentlichen Ruck und forderte die ältere der beiden Schwestern zum Tanze auf. Da wußte man's, wie es um ihn stand, aber zuckte nur mit den Achseln.

Es war ein stattliches Paar, und die anderen Tänzer gaben ihm unwillkürlich den Platz frei, so daß es eine Weile lang fast allein tanzte. Sie schlank und leicht wie eine Feder, er breitschultrig und hochgewachsen, und ganz seltsam stach das dunkle Haar seiner Tänzerin von seinem rötlichblonden Vollbart ab. Er bog sich zu ihr herunter und schien etwas zu fragen, sie aber warf den Kopf zurück und lachte nur.

Also hatte die Frau Förster Gwildies doch wohl recht, wenn sie nach den Erzählungen der alten Jirginne behauptete, der Torfmeister Hoffmann wäre in den letzten Monaten weit häufiger, als dienstlich notwendig war, in das Bagdohner Forsthaus gekommen. Und man bedauerte ihn, obwohl er sich doch eigentlich selbst hätte sagen müssen, daß seine Werbung um dieses verwöhnte Mädchen aussichtslos war. Manche andere aus dem Kreise wäre ihm wohl gerne in das einsame Haus gefolgt, zumal es ja nur noch ein paar Jahre dauern konnte, bis er von dieser trostlosen Bruchstelle auf eine gute Försterei versetzt wurde; ein Mädchen aber, den es schon in Bagdohnen zu einsam war, vergrub sich doch nicht in die Plinis! Nichts als Bruch und niedrige Birken, es wurde einem schon ganz beklommen zumute, wenn man nur einmal vorüberfuhr. Und so etwas Aehnliches mußte sie ihm wohl auf seine Frage geantwortet haben, denn er machte ein ganz finsteres Gesicht, tanzte nur noch einmal mit ihr herum und ging dann zu den älteren Herren in die Gastzimmer hinüber, um sich den ganzen Abend über nicht mehr im Tanzsaal blicken zu lassen.

Und noch etwas anderes passierte an diesem Abend, was die Gemüter weit mehr erregte, als die anscheinend mißglückte Werbung des Torfmeisters der Plinis. Johann Wischlinschus, der junge Besitzer von Anstupönen, der alten Wischlinschene einziger Sohn, hatte ganz deutlich zu erkennen gegeben, um wen er zu freien gedachte.

In jedem Salzburger Hof wäre er willkommen gewesen, denn er galt für einen der tüchtigsten Landwirte des ganzen Kreises, seine Voreltern aber waren sparsame Leute gewesen und hatten Geld auf Geld gehäuft. Sein Vaterteil betrug mehr als vierzigtausend Taler, die Mutter aber stammte aus dem schwerreichen Geschlecht der Abriehe aus der Gegend hinter Wischwill, hatte noch zwei tinderlose Schwestern zu beerben, und ihr Eingebrachtes wurde — schlecht gerechnet — auf fünfzehntausend Taler geschätzt. Dazu die Schränke und Truhen voll seinem Leinen — die Schwiegertochter brauchte wirklich nicht mehr mitzubringen, als das eine Hemd, das sie auf dem Leibe trug — und der Anstupöner Hof, der unter Brüdern selbst bei den jetzigen schlechten Grundstückspreisen immer noch seine fünfzig- bis sechzigtausend Taler wert war.

Zwar der Johann Wischlinschus war ein bißchen unansehnlich von Gestalt; er hatte einmal als Kind einen schweren Fall getan und zog seitdem den linken Fuß nach, aber auf solche Aeußerlichkeiten achtete ein vernünftiges junges Mädchen doch nicht. Auch der geradeste Mensch konnte einmal mit dem Pferde stürzen und lief nachher als Krüppel herum, ganz abgesehen davon, daß man sich an einen solchen kleinen Schaden mit der Zeit in der Ehe gewöhnte. Und daß er still war und sich mit jungen Damen nicht recht zu unterhalten verstand — nicht aus Unbildung, denn er hatte die landwirtschaftliche Schule in Insterburg bis zur obersten Klasse besucht —, war in den Augen eines wirklich gediegenen jungen Mädchens ein Vorzug. Ein solcher Mann bot wenigstens die Gewähr, daß er als Verheirateter nicht mit anderen anbandelte, allein schon, weil ihm die einleitenden Präliminarien zu schwer fielen. Denen aber, die reden konnten wie ein aufgezogenes Spielwerk, die Witze erzählten und Komplimente machten, war überhaupt nicht recht zu trauen.

Also flog mancher aufmunternde Blick aus blauen und braunen Augen zu ihm hinüber, während er, schweigsam wie immer, unter den jungen Leuten vor dem Büfett stand und dem Tanzen zusah. Wenn er auch selbst ja nicht tanzte, der Aermste, so konnte er doch recht gut einmal herüberkommen, guten Tag sagen und fragen: „Na, liebes Fräulein, wie geht's?" Daraus hätte man schon sehen können, wie er überhaupt im Innern gesonnen war, und für die Fortsetzung des Gesprächs hätte die hinter dem Stuhl der Tochter sitzende Mutter gesorgt.

Und endlich setzte er sich in Bewegung; es entstand ordentlich eine Spannung im Saal, als er sich von den übrigen jungen Leuten trennte und langsam an der vordersten Stuhlreihe, in der die tanzfähigen Mädchen saßen, entlang schob. Vielfach behindert und aufgehalten, denn es wurde gerade ein Rheinländer getanzt, und er hatte Mühe, sich zwischen den Paaren hindurchzuwinden, endlich aber schien er an seinem Ziele angekommen zu sein. Bei der Frau Förster Gwildies blieb er stehen, die mißvergnügt hinter ihren beiden Töchtern saß, denn die lieben Mädchen fanden bei den Tänzern nur geringe Beachtung. Jetzt aber strahlte ihr Gesicht wie der aufgehende Vollmond, sie erhob sich und sagte: „Ei, mein lieber Herr Wischlinschus, das ist aber nett von Ihnen! Und sehen Sie, meine beiden Töchter machen sich auch nichts aus dem Tanzen, dazu sind sie viel zu ernst angelegt. Und wissen Sie, mein lieber Wischlinschus, meine Laura, die Aelteste, sagt immer: Muttchen, ich hab' am Tanzen und all diesen jahrigen Vergnügungen gar keinen Spaß, ich schaff' viel lieber in der Wirtschaft, denn ich will mal eine tüchtige Hausfrau werden!"

Und als die so gelobte Laura errötend protestierte, daß man so etwas doch nicht öffentlich erzählte, weil solche Hausbackenen und einfachen Anschauungen heutzutage nur verspottet würden, lachte die Mutter nur auf.

„O du unschuldiges, dummes Tierchen! Herr Wischlinschus ist auch kein ‚moderner' junger Mensch und hat für solche Anschauungen das beste Beispiel im eigenen Hause; nur schade, daß der alten Dame das Hantieren in der Wirtschaft so schwer fällt."

Dabei aber stieß sie die Tochter unter dem Stuhle an, damit sie dem jungen Manne über die Wischlinschene ein nettes Kompliment sagte, denn so etwas verfehlte selten seine Wirkung. Und Laura, als ein wohlerzogenes junges Mädchen, verstand sie. Sie zupfte an ihrem linken Handschuh und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Ja, ja, Ihre Frau Mutter, Herr Wischlinschus! Da kann man nur immer sagen, so eine Wirtin gibt's heut nicht mehr wieder. Gott, unsereins weiß ja auch, was arbeiten heißt, aber an Ihrer Frau Mutter kann man sich nur immer ein Beispiel nehmen."

Da lächelte Hans Wischlinschus ganz freundlich und erwiderte: „Ja, ja, meine Mutter! Und da haben Sie ganz recht, Fräulein Gwildies, nur jetzt, wissen Sie . . . es ist eben das Alter. Und sie wiegt zweihundertundfünfzig Pfund. Da wollen natürlich die Füße nicht mehr so recht!"

Und so sprach er noch einiges in seiner gemessenen und ein wenig schwerfälligen Art; die Frau Gwildies aber ließ ihre Blicke im Kreise wandern, um zu sehen, welchen Eindruck dieses in jeder Hinsicht bedeutungsvolle Zwiegespräch auf die anderen Mütter im Saale machte. Und als sie zu erkennen glaubte, daß zu ziemlich auf allen Gesichtern eine erheuchelte Gleichgültigkeit lag, lächelte sie zufrieden und sah im Geiste ihre Aelteste schon auf dem vierspännigen Brautwagen in den Anstupöner Hof einfahren.

Da aber geschah das Unerwartete.

Fräulein Lisbeth Mierau, die jüngere der beiden „Bagdohner Wildtauben", wurde von ihrem Tänzer auf den Platz zurückgebracht; natürlich wieder einmal von dem jungen Forstreferendar von Tiefenstein aus Schorellen, und es war nachgerade schon anstößig, wie oft die beiden miteinander tanzten. Und als er sich lachend für einen Augenblick beurlaubte, um sich für die Fortsetzung der Tour am Büfett mit einem Glase Bier zu stärken,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190701029/fragment/page=0001

trat mit einem Male der Johann Wischlinschus vor. Ließ Mutter und Tochter Gwildies ganz einfach mitten in der Unterhaltung stehen, bekam vor Verlegenheit einen ganz roten Kopf, sagte: „Ach, entschuldigen Sie man, liebes Fräulein", und machte vor Liesbeth Mierau einen unbeholfenen Diener.

Die aber sah kaum hin, wer sie da zum Tanze aufforderte, raffte mit der Linken ihre Schleppe zusammen und erwiderte: „Aber nur eine kurze Extratour, denn für den Tanz bin ich fest engagiert." Und mit einem Male lachte sie laut auf: „Aber nein, Herr Wischlinschus, ist es die Möglichkeit? Wird's denn gehen mit uns beiden?"

Da schluckte der arme Bursche ein paarmal vor lauter Verlegenheit, nahm sich gewaltsam zusammen, aber es war nicht viel mehr als ein Stottern, das er herausbrachte.

„Nämlich . . . und ja, natürlich, was Sie meinen, gnädiges Fräulein . . . von Tanzen, das hab' ich gar nicht beabsichtigt. Sie selbst haben ja schon . . . oder ich weiß nicht, war es vielleicht Ihr Fräulein Schwester . . . also wegen meinem lahmen Bein. Ich kann nichts dafür, als Kind bin ich mal damit in eine Sense gefallen, ja . . . und ich wollte nur sagen, daß ich Ihnen das von den ‚Hammelbeinen' nicht nachtrage. Wenn Sie mich vielleicht näher kennen möchten, dann hätten Sie's ja auch gar nicht gesagt. Davon bin ich überzeugt, liebes Fräulein . . . jeisenfest! Sie sehen viel zu gutmütig aus und ja . . . nämlich, was ich sagen wollte, also nichts für ungut, und verzeihen Sie die Belästigung."

Er hatte immer darauf gewartet, daß sie ihn mit einem zustimmenden oder entschuldigenden Worte unterbrechen würde, aber er fühlte deutlich trotz seiner niedergeschlagenen Augen, daß sie ihn mit spöttischen Blicken musterte. Da verabschiedete er sich mit einer linkischen Verneigung, sah, wie sie im Arm ihres wieder zurückgekehrten Tänzers davonflog, und in seinen Ohren klang ein Rauschen und Brausen, als wenn alle Welt im Saale ihn wegen seines mißlungenen Annäherungsversuches höhnisch auslachte.

Er seufzte tief auf und ging ganz langsam nach den Gastzimmern zu den alten Herren zurück, von denen er sich, eine gute Stunde war's her, mit dem Entschluß im Herzen aufgemacht hatte. Er hatte dem jungen Mädchen sagen wollen, daß er gern ein kurzes Weilchen mit ihm geplaudert hätte, da ihn sein lahmes Bein am Tanzen hinderte; daß es sein brennender Wunsch wäre, es ein bißchen näher kennenzulernen, als nur so von Ansehen. Das und noch manches andere, was er sich in reiflichem Ueberdenken zurechtgelegt hatte, hatte er der Lisbeth Mierau sagen wollen, unter ihren spöttischen Blicken aber war ihm der Faden verlorengegangen, und sein Herz zog sich unter einem jäh einfallenden Schmerze zusammen, als wenn eine Hand mit spitzen Nägeln ihm in die Brust gegriffen hätte.

Und einen einzigen Gedanken mußte er immerfort denken: Dem armen Schulmeisterlein aus Lasdinehlen, das sich unter den Kammerfenstern des Bagdohner Forsthauses totgeschossen hatte, konnte es auch nicht viel anders zumute gewesen sein. Mitten im blühenden Blumengarten hatte der arme Bursch sich erschossen, während in den Weidenbüschen an der Jnster die Nachtigallen sangen, er aber hörte nur das Lachen, mit dem seine Werbung ausgelacht worden war. . . .

In einer Ecke des letzten Gastzimmers fand er den Torfmeister Hoffmann. Der starke Mann saß wie gebrochen da, die Beine weit unter den Tisch geschoben, und mit der Rechten fuhr er sich von Zeit zu Zeit durch den langen, rötlichblonden Vollbart. Seine Augen aber sahen ins Leere, und hinter seiner zusammengezogenen Stirn schienen sich finstere Gedanken zu jagen. Er setzte sich zu ihm und legte die Hand auf seine über der Tischplatte geballte Faust.

„Na ja, lieber Hoffmann! Wir beide können uns schon begraben lassen. Sie bei der einen und ich bei der anderen, ganz glatt abgesunken, so: ‚Was wollt ihr Proleten? Wir sind nur für Forstreferendare und geschwenkte Leutnants da!' Also kommen Sie, wollen ein paar Budeln Rotspohn trinken, Geldgesegelten zu anderthalb Talern, und ich werd' mir erlauben, sie auszuschmeißen. ‚Ich krieg' immer Jammer drauf, denn nämlich das teurere Gift, das schätz' ich, macht der Meyer aus dem billigen Rotspohn selber. Aus dem ganz gewöhnlichen Makortke und, weiß der Deuwel, was er dazu nimmt, Ubleschmolt und Ziganeiser, aber es hilft. Nach der ersten Buddel kriegt man Durst, und nach der zweiten kommt einem die Welt wie eine himmelblaue Kugel vor. Alles kutmämschos und schnuppe! Also wollen Sie, lieber Hoffmann?"

Der andere hatte erst unwillig auffahren wollen, dann aber bequemte er sich zu einem halben Eingeständnis. „Na ja, lieber Wischlinschus! Ich hab' mir ja nicht gerade einen Korb geholt, nur auf eine so hinten 'rum geholte Frage eine Antwort, die deutlich genug war. Na, und das frißt wie Scheidewasser . . . also haben Sie vielleicht recht, spülen wir's 'runter!"

Und nach einer Pause, in der der Kellner die Flasche Rotwein auf den Tisch gestellt hatte: „Na prost, mein lieber Herr Wischlinschus. Auf die beiden Mädels, denn eigentlich haben sie ja recht. Wir sind die Esel, daß wir uns nämlich Schwachheiten einbildeten! Aber sehen Sie — die alten Birkhähne bei mir auf der Pilinis, die kriegen's auch noch alle Frühjahr mit dem Balzen. Der Schnabel ist stumpf, die Sporen abgeschliffen, aber wenn sie eine Weile für sich allein gebullert und die Flöchten mit gespreiztem Spiel über das Gras geschleift haben, bilden sie sich ein, es langt noch. Und sie fliegen auf die große Wiese, wo am Buschrand die Hennen sitzen, gluckeln auf und nieder, die alten Tiere tanzen vor den Frauenzimmern mit gespreiztem Spiel und bilden sich ein, wunder, wie forsch sie noch sind. Mit einem Male aber, Schnurr, Tschuit, Kß, Kß, fällt so ein dreijähriger Hahn ein, haut dem Alten ein paar in die Fresse, rollt ihn über und streicht mit den Hennen, die sich inzwischen über den Alten die Hacke vollgelacht haben, ins Morgengrauen ab . . . Jm Tanzsaal geht's nicht so grob zu, im Effekt aber kommt's auf dasselbe hinaus. Nur — sehen Sie, lieber Wischlinschus — wenn man nu so allein nach Haus fährt und weiß schon vorher ganz genau, wie's in der alten Kabache an der Pilinis aussieht . . . eine alte Hexe mit Zotteln um den Kopf trägt das Kind 'rum, weil's schreit und keine ordentliche Pflege hat, alles verdreckt und verludert . . . na also, ein Jammer. Und da kriegt man den Größenwahn, das könnte doch anders werden, wenn . . . also man macht sich zum Narren, spielt Komödie mit, und wenn man dann fragt: ‚Fräulein Anne-Marie, möchten Sie sich nicht mal meinen kleinen Jungen ansehen kommen? Er hat nämlich keine Mutter und . . .' na ja also, da wirft sie den Kopf zurück und lacht bloß. ‚Herr Hoffmann, ich interessier' mich wirklich nicht für kleine Kinder!' . . . Herzlos, nicht wahr? Aber im Grunde hat sie recht. Nicht mal die Dienstmargellen halten's in der Einsamkeit aus. Am Tage fliegen die Krähen über das Haus und nachts bellen auf der Pilinis die Füchse — das ist unsere ganze Abwechslung da draußen. Na also, schlucken wir's 'runter! Prost, lieber Wischlinschus!" . . .

Der junge Litauer hob sein Glas und tat Bescheid.

„Ich nicht, Herr Hoffmann. Ich krieg' sie . . . das war nur der erste Anlauf. Wissen Sie, wenn's einen friert, wenn man nur von weitem an das Mädel denkt . . . und, wer weiß, vielleicht heb ich sie noch aus dem Dreck auf, wenn der andere . . ."

Er brach ab und wurde rot, als wenn er zuviel von seinen heimlichen Gedanken verraten hätte. Und auch den anderen schien es zu gereuen, daß er im ersten Ueberschwang dem Leidensgefährten einen Blick in das Innere gestattet hatte. Sie tranken schweigend die Flasche aus, aber keiner von beiden äußerte das Verlangen, eine neue kommen zu lassen. Und sie trennten sich mit flüchtigem Händedruck, um jeder seinen eigenen Weg zu gehen, als schämten sie sich, von Dingen gesprochen zu haben, die ein Mann sonst ängstlich in der tiefsten Stelle des Herzens vergräbt.

Zwei Orangen.

Von Julius Knopf.

(Nachdruck verboten.)

Als August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, eines Tages unerwartet in das Boudoir der Gräfin Hochheim eintrat, fand er die junge, schöne Witwe bei einer recht absonderlichen Beschäftigung. Sie vergnügte sich damit, zwei Orangen in die Höhe zu werfen und sie nach Art der Jongleure mit den Händen wieder aufzufangen. Der König brach in lautes Gelächter aus.

„Ein sehr geistreiches Spiel, Frau Gräfin", spottete er.

Die Witwe blieb ruhig und erwiderte ohne jede Spur von Empfindlichkeit:

„Ich jongliere um mein Lebensglück, Majestät."

Die Majestät sah sie fassungslos an und zeigte ein nichts weniger als geistreiches Gesicht. „Um Ihr Lebensglück?" fragte August verständnislos.

„Allerdings," fiel sie ein, und erläuternd fuhr sie fort, „Majestät kennen die Barone von Witzleben und Seldnitz."

August nickte bestätigend. „Wie sollte ich nicht! Beides vortreffliche Menschen, jeder in seiner Art. Witzleben von einem maßlosen Ehrgeiz beseelt, mein tüchtigster Diplomat, ein Mann, der eine Zukunft hat. Seldnitz ganz das Gegenteil: eine ruhige Natur, abhold dem Treiben des Hofes, was ich ihm sehr nachfühlen kann" — August seufzte — „kurz, ein Landedelmann von reinstem Wasser. Aber was soll's mit den beiden?"

Die schöne Frau schlug die Augen nieder und spielte mit den blitzenden Ringen, welche ihre kleine, weiße Hand zierten. „Ich bin seit drei Jahren Witwe."

„Viel zu lange für eine so junge Frau", bekräftigte feurig die Majestät. „Die meisten Frauen machen jetzt aus dem Trauerjahr ein Trauerquartal."

Die Gräfin fuhr fort: „Ich werde nicht mehr lange allein stehen; der Baron Witzleben bewirbt sich um meine Hand. Er beteuert, mich zu lieben, und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Ich muß gestehen, er gefällt mir ausgezeichnet, und ich glaube wohl, mit ihm glücklich zu werden. Zwar ist er sehr ehrgeizig, aber Ehrgeiz schließt die Liebe nicht aus."

„Nun, so heiraten Sie ihn doch", animierte sie der Fürst.

Die Gräfin erhob sich und ging unruhig auf und ab. „Ja, wenn die Sache nicht ein Aber hätte! Auch Herr von Seldnitz hat mir seine Liebe erklärt, auch er wirbt um mich. Er ist ein schöner, stattlicher Mann, vornehm, von untadeligem Kusel. Oh, es muß herrlich sein, fern von dem Getriebe der Welt, in idyllischer Einsamkeit die Tage mit ihm zu verleben, ein Glück, das ungetrübt bis in die Ewigkeit verlängert wird."

„Nun, so heiraten Sie den Seldnitz," riet August.

„Aber Herr von Witzleben liebt mich in gleicher Weise," rief die junge Frau verzweifelt.

Nun lachte der König; er nahm die Orangen in die Hand und bemerkte, daß in die eine ein W, in die andere ein S eingekerbt war. „Das ist wirklich famos," rief er, „jetzt verstehe ich das Spiel mit den Orangen. Der eine gefällt Ihnen, Gräfin, dem andern sind Sie nicht gram, und da Sie als Ehegatten leider nur einen von beiden besitzen können, so werfen Sie die Orangen in die Luft, und dessen Orange Sie fangen, für den hat das Schicksal entschieden."

„So ist es, Majestät, aber hören Sie, was sich ereignete: ich fing sie stets alle beide auf. Nun bin ich so klug wie zuvor, und in entsetzlichstem Dilemma. Jn der Hoffnung, heute zu einem Resultat zu kommen, habe ich die Herren gebeten, bei mir zu erscheinen."

Und wieder ergriff sie die Orangen und ließ sie, nach der Art der Gymnastiker, über ihrem Kopf tanzen, aber geschickt wie sie war, fing sie sowohl den Grafen Witzleben als auch Herrn von Seldnitz auf.

Der König sah dem Spiele eine Weile zu und meinte endlich: „So kommen wir nicht zum Ziel; am besten, wir entziehen die Orangen nicht ferner ihrem Beruf, schälen und essen sie."

„Und die beiden Freier", fragte die Gräfin plötzlich.

„Essen wir natürlich nicht", beruhigte sie der Fürst.

Da erschien der Diener und meldete den Baron von Witzleben.

„Was soll ich ihm sagen, was soll ich tun?" jammerte die Frau.

Der König sann einen Augenblick nach; er war nicht nur der starke Mann, der ein Hufeisen zwischen den Fingern zerbrach, sondern auch ein gewitzter Kopf. „Ich hab's", rief er fröhlich. „Bezeichnen Sie dem Herrn Baron als Preis Ihres zarten Handschens: Verzichtleistung auf seine diplomatische Karriere, Aufgabe des Dienstes, Bewirtschaftung Ihrer Güter. Geben Sie ihm eine Stunde Zeit zur Ueberlegung; das Weitere ist meine Sache. Ich werde im Nebenzimmer warten."

Einige Minuten später nahm Witzleben den Platz ein, den der König innegehabt. Nach der ersten Begrüßung sah er sie erwartungsvoll an.

„Gnädigste Gräfin wollen mir heute ein Wort sagen, welches über mein Glück, über meine Zukunft entscheidet. Ich werde das Höchste zu erreichen suchen, wenn Sie mir angehören; Sie sollen eine Stellung einnehmen, Gräfin, um die Tausende Sie beneiden werden. Ehren und Würden werde ich erringen, um sie Ihnen zu Füßen zu legen. Sie sollen —"

Die Gräfin unterbrach ihn in seinem kühnen Gedankenflug. „So sind Sie immer noch ehrgeizig, Herr Baron?"

„Mehr denn je, seitdem ich Sie liebe!"

„Aber ich bin's gar nicht," erwiderte sie mit erzwungener Kälte. „So hören Sie, Baron. Sie sagen, Sie lieben mich."

Er legte beteuernd die Rechte aufs Herz.

„So sind Sie bereit, mir ein Opfer zu bringen?"

Er legte auch die Linke beteuernd aufs Herz. „Jedes. Sprechen Sie, gnädige Frau; gilt es, eine Welt zu erobern?"

Sie lächelte. „Keineswegs: nur mich auf meine Güter zu begleiten, die schon lange den tatkräftigen Herrn entbehren, und dort mit mir das Leben zu verbringen. Geben Sie dem König ihre Demission! Aber ich will nicht in Sie dringen und bewillige Jhnen eine Stunde Bedenkzeit. Jm Gartenpavillon sind Erfrischungen für Sie bereitet, überlegen Sie dort, ich vollende inzwischen meine Toilette, in einer Stunde erwarte ich Sie wieder."

Der Baron, sehr bleich, wankte hinaus.

Der König im Nebenzimmer klatschte Beifall. „Exzellenz, Frau Gräfin, mein Kompliment. Sowie Herr von Seldnitz erscheint, so werden Sie ihm in meinem Namen einen Ministerposten an meinem Hofe in Warschau offerieren."

Dankend verneigte sich die Gräfin und befahl dem Diener, den Baron Seldnitz hereinzulassen, der inzwischen gemeldet war.

Seldnitz, das Urbild eines Landedelmannes, groß, breitschultrig, frisch und treuherzig, küßte der Witwe ergeben die Hand. Er liebte die junge Frau mit aller Leidenschaft einer unverdrossenen Seele. Sein heißester Wunsch war es, an ihrer Seite sein Leben zu vollbringen, auf dem Lande, unter alten Linden und Buchen, nur der Natur und seiner Liebe lebend. Ohne Umschweife begann er von seinen Hoffnungen zu sprechen, und in warmen, innigen Worten bat er die Geliebte, ihn zu erhören; nie solle sie es bereuen.

Der Gräfin gefiel sein Wesen, er war ihr doch mehr ans Herz gewachsen, als sie sich eingestehen wollte. Aber sie erinnerte sich der Worte des Herrschers, und getreu seinem strategischen Plan, fragte sie den Baron: „Wie wollen Sie mich von der Wahrheit ihrer Worte überzeugen, wie ihre Liebe beweisen? Sie müssen wissen, ich besitze Ehrgeiz."

Die Mienen des Herrn von Seldnitz verdüsterten sich.

„Ich möchte," fuhr die Witwe fort, „daß mein Mann in der Welt eine Stellung einnimmt; ich will eine Rolle spielen, man soll mich beneiden. Hören Sie mich an: Wie Sie wissen, bin ich durch meine Verwandtschaft mit des Königs Kanzler imstande, vieles zu erreichen. Ich habe, falls Sie mein Gatte werden wollen, einen Ministerposten in Warschau für Sie erwirkt."

„So?" bemerkte Herr von Seldnitz, durchaus nicht entzückt.

„Ja", fuhr die Gräfin mit bebender Stimme fort. „Wenn Sie mich lieben, so nehmen Sie den Posten an und ich werde die Jhre. Ich gebe Jhnen eine Stunde Zeit, überlegen Sie."

Der Baron fiel ihr ins Wort. „Unnötig zu überlegen, denn ich liebe Sie. Und diese Liebe ist so gewaltig, daß sie, meiner innersten Neigung zuwider, mich den Ministerposten annehmen läßt."

Ein eigenartiges Glücksgefühl durchglühte die Gräfin. Das war die Liebe! Jhr Herz hüpfte vor Freude, aber gleichzeitig überkam sie ein tiefer Schreck. „Wie, wenn auch Baron Witzleben ihr zuliebe auf seine Neigungen verzichtete und sein Leben an ihrer Seite auf dem Lande verbringen wollte? Da war sie in eine arge Patsche getaten. Sie bat den treuen Freier, sich eine Weile in den Salon zu begeben, und rief dann den König; der nahm eine Orange, schälte sie und verzehrte sie gleichzeitig, nicht ohne das Gesicht zu verziehen, denn die Orange war sauer.

„Was bedeutet dies?" fragte die Gräfin.

„Dies bedeutet," antwortete er, „daß wir die Orangen nicht mehr nötig haben. Herr von Seldnitz liebt Sie mehr als der Diplomat."

Die schöne Witwe war etwas pikiert. „Oh, das ist doch nicht so ganz sicher!"

Da kam der Diener mit einem Billett.

„Werden wir sofort sehen", meinte August gleichgültig und nahm den Brief. „Witzlebens Handschrift! Darf ich?"

Die Gräfin nickte bejahend, und der König las: „Gräfin! Ich liebe Sie, bei Gott! Sie aufzugeben, ist ein furchtbares Opfer. Aber ich bin ein Edelmann, mein Leben gehört dem Könige; seinen Dienst zu quittieren vermag ich nicht, und darum usw. usw."

„Nun?" fragte der König belustigt: „Kenne ich meine getreuen Untertanen? Liegen ihre Herzen nicht offen vor meinen Forscherblicken? Lassen Sie jetzt den Baron von Seldnitz, den getreuen Ritter, holen."

Als der Baron erschien, war er etwas erstaunt, den König im Boudoir der Gräfin zu finden, sein Erstaunen wandelte sich aber in Entzücken, als ihm der König die Hand drückte und sagte: „Lieber Seldnitz, Herr von Witzleben liebte diese Dame tief, aber tiefer liebte er noch den Ministerposten an meinem Hofe zu Warschau. Sie lieben Jhren König, aber mehr noch die Gräfin, um derentwillen allein Sie in meine Dienste treten wollten. Das läßt mich befürchten, daß Sie nur ein lauer Minister sein werden. Darum werde ich Herrn von Witzleben zum Minister ernennen, Sie mögen sich mit der Gräfin trösten."

Und der König verzitlgte die zweite Orange, schnitt wieder ein unglückliches Gesicht und sagte: „Drei Personen habe ich glücklich gemacht. Sie, Gräfin, welche ich Jhrer Unentschiedenheit entrissen habe, Herrn von Seldnitz, indem er die Dame seines Herzens heiratet, ohne auf das freie Landleben verzichten zu müssen, und Herrn von Witzleben, der den heißersehnten Ministerposten erhält. Nur mein eigenes Interesse habe ich hintenan gesetzt, indem ich zwei essigsaure Orangen ohne Zucker verzehrte. Da sage jemand noch, ich sei ein egoistischer Monarch!"

Das Geheimnis des „Glühwürmchens."

Die Ursache der Biolumineszenz.

Nur in seltenen Fällen ist es bisher geglückt, die Lebensreaktionen der Organismen durch chemische und physikalische Gesetze zu erklären. Eine Erscheinung, die schon zu vielen Forschungen Anlaß gegeben hat, ist jetzt durch die Arbeiten eines amerikanischen — auf deutschen Boraarbeiten fußenden — Gelehrten geklärt worden. Es ist die Biolumineszenz, das heißt die Erscheinung des Selbstleuchtens, die viele Organismen aufweisen. Jn unseren Gegenden kennen wir von diesen Phänomenen nur eins: das Leuchten der Glühwürmchen oder Johanniskäfer, wenn man vom Leuchten faulenden Holzes absieht, das durch bestimmte Bakterien verursacht wird, also eigentlich keine Lebensäußerung ist. Jn Amerika findet sich die prachtvolle Feuerfliege (Pyrophorus noctilucus), und eine warme Sommernacht, wenn die Luft mit Millionen von Feuerfunken erfüllt zu sein scheint, ist eine unvergeßliche Erinnerung. Jn der Tiefe der großen Ozeane, wohin kein Sonnenstrahl dringt, schwimmen seltsame Fische, mit ebenso sinnreichen wie phantastischen Leuchtapparaten ausgerüstet. Das Meerleuchten schließlich ist eine der gewöhnlichsten Erscheinungen der Biolumineszenz, das auch wir an unseren Küsten schwach wahrnehmen können, das sich aber in seiner größten Pracht nur in wärmeren Zonen zeigt. Jm japanischen Meer kann die See in manchen Nächten, so weit das Auge reicht, den Anblick eines flammenden Feuermeeres bieten.

Der erste moderne Forscher, der seine Zeit der Biolumineszenz gewidmet hat, ist Du Bois, der gezeigt hat, daß diese Leuchterscheinungen nichts mit der Absonderung von Phosphor oder anderen als leuchtend bekannten Stoffen zu tun haben, sondern daß sie eine reine Lebensfunktion darstellen. Er meinte, daß die leuchtenden Wesen zwei Stoffe absondern, die er Luciferin und Luciferase nannte, und durch deren Mischung die Lichterscheinung entstände. Eine nähere Erklärung aber konnten weder er noch andere Forscher geben. Die Lösung des Problems war einem amerikanischen Forscher, Newton D. Harvey, vorbehalten, der eine lange Reihe von Jahren hindurch das Meerleuchten studiert hat. Die Ergebnisse seiner Forschungen liegen jetzt in der Fachliteratur vor, und „Dagens Nyheter" geben einen Auszug aus seinen Veröffentlichungen.

Die Ursache des Meerleuchtens sind im gewöhnlichsten Fall kleine Schaltiere der Familien Pholas und Noctiluca, die in großer Zahl auf der Meeresoberfläche schwimmen, und die von Zeit zu Zeit einen starken blauvioletten Schein aussenden. Professor Harvey verschaffte sich diese Schaltiere kiloweise, was mehrere Monate in Anspruch nahm. Wenn man in einem Mörser die getrockneten Tiere mit wenig Wasser zerreibt, so entzieht ein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19190701029/fragment/page=0002